

Max Goldt

Lippen abwischen und lächeln

Im Tonfall leichter Klage berichtete neulich ein Freund von einer Frau, mit der er häufig zu tun habe und die er schätze. Sie würde durchaus auf ihr äußeres Erscheinungsbild achten und gleichsam auch auf ihre Sprache, aber eines würde ihn sehr stören, nämlich ihr regelmäßiger Gebrauch des Wortes „lecker“. Er scheue sich allerdings, sein Mißfallen an dieser Gewohnheit zum Thema zu machen. Was man da tun könne, fragte er.

Ich erwiderte, das komme auf die Qualität der Beziehung an und auf die Mehrheitsverhältnisse. Wenn jemand in einem Büro tätig ist, umgeben von fünf Kolleginnen, die allesamt fünfzig bis hundertmal am Tag das Wort „lecker“ verwenden – und die Mengenangabe ist mit einem Auge fürs Realistische gewählt – ,dann wird er, wenn er das nicht aushält, wohl kündigen müssen. Er kann nicht einfach in den Raum rufen: „Sagt mal, kennt ihr auch noch ein anderes Wort als lecker?“, denn in einem solchen Falle wäre man in einer konformistischen Gesellschaft wie der unseren rasch der zu mobbende Außenseiter. In einer engen persönlichen Beziehung jedoch kann man den Wortgebrauch, zumindest unter vier Augen, durchaus zum Gesprächsgegenstand machen. Sprachkritik war noch nie ein Privileg des Feuilletons oder irgendwelcher sonderbaren Zirkel, sie war stets in erster Linie Familiensache. In allen Familien, außer vielleicht den ganz lieblosen, wird rege Sprachkritik geübt. Jeder wird sich an Ausdrücke erinnern, wegen denen er als Kind ermahnt wurde, und so war es auch in der keineswegs bildungsbürgerlich geprägten Umgebung meiner Jugend. Wenn die Geschwister zankten und ein Erziehungsberechtigter sich darüber beschwerte, kam es zum Beispiel vor, daß ich ausrief: „Die haut mir immer die Trinkenflasche in die Kniekehlen!“ Gerügt wurde nun allerdings nicht der sonderbare Ausdruck „Trinkenflasche“, denn

das Wort „Trinken“ in der Bedeutung von Getränk war im Milieu meiner Kindheit gang und gebe. „Haben wir noch genug Trinken zu Hause?“ wurde beim Einkaufen zum Beispiel gefragt, und wenn zu monieren war, daß jemand leere Getränkeflaschen auf dem Küchenbuffet deponiert hatte, wurde sogar festgestellt: „Da steht ja altes Trinken auf dem Schrank!“ Was an dem von mir vorgetragenen Satz bezüglich des Verhaltens der Schwester nicht geduldet wurde, war vielmehr die Verwendung von „die“ anstelle von „sie“. Wenn damals einer beispielsweise sagte: „Die ist so gemein!“, wurde ein sehr schöner Satz vorgebracht, den ich schon seit Jahrzehnten nicht gehört habe, nämlich „Die steht im Stall, und der faßt der an den Euter!“

Was wie Dünkel gegenüber bäuerlicher Lebensweise klingt, war familiäre Sprachkritik. Es gibt Variationen des Stall -und-Euter-Spruches. Jemand, in dessen Familie die Verwendung des Demonstrativ- anstelle des Personalpronomens ebenfalls nicht gern gehört wurde, teilte mir mit, seine Mutter habe ihn in solchen Fällen gerufen: „*Die* heißt mein Unterrock, und *der* hängt im Schrank.“ Ich verstehe das nicht ganz, denn es heißt doch „der Unterrock“. Wieso hieß der mütterliche Unterrock in der Familie meines Informanten „die“?

Das Wort „lecker“ hingegen wurde in meiner Kindheit noch nicht angemahnt, denn es war zwar bekannt, aber nicht durchweg gebräuchlich. Manchmal wurden Süßigkeiten als lecker bezeichnet – es gab auch einen Süßwarenhersteller namens „Lekkerland“ – , und vielleicht wurde das Wort auch in Bezug auf Beerenobst verwendet. Etwas Kleines, was man sich nebenbei, zur Zerstreuung oder Stillung eines sogenannten Jipers etwa, in den Rachen stopfte, mochte als lecker durchgehen, doch wäre niemand auf die Idee gekommen, eine warme Mittagsmahlzeit so zu bezeichnen. So blieb es viele Jahre. Das Wort „lecker“ war etwas Niederländisches, das es an die Ufer des Rheins verschlagen hatte, in weiten Teilen des Landes jedoch als gelinde Albernheit betrachtet wurde und irgendwie mit schokoladenverschmierten Kindermäulchen oder mit den Bonbons umherschmeißenden rheinischen Metropolen in Verbindung stand; im Februar, wenn die Rosenmontagsumzüge vom Fernsehen übertragen wurden, amüsierte sich das übrige Deutschland darüber, daß man dort sogar hübsche junge Mädchen als lecker bezeichnete. Kurzum, es gab keinerlei Probleme mit diesem Wort.

Nun geschah es allerdings in den achtziger Jahren, daß sich ausgerechnet am fidelen Rhein kommerzielle Fernsehsender etablierten, die von den öffentlich-rechtlichen auch sprachlich unterscheidbar sein wollten. Um dem damals medial noch dominierenden offiziösen Verlautbarungssound von ARD und ZDF, der mancherorts als steif empfunden wurde, etwas entgegenzusetzen, wählte man Sprecher und Moderatoren aus, die keine Hemmungen hatten, vor der Kamera so zu sprechen, als kämen sie gerade von einer Betriebsfeier in einer Kölschkneipe, was einer großen Minderheit mißfiel, von der naturgemäß noch größeren Mehrheit aber als „herrlich entspannt“ und „locker“ begrüßt wurde. Hin und wieder aufblühende Kritik an der nachlassenden Qualität der Umgangssprache wurde, wie es in Deutschland immer geschieht, mit dem Hinweis darauf niedergebügelt, daß Sprache sich eben verändere! Sie sei ein lebendiger Organismus, den man nicht regulieren dürfe, außerdem solle man nicht soviel Angst vor allem Neuen haben. Seien sich die Leute Mitte des 19. Jahrhunderts nicht auch sicher gewesen, daß das Eisenbahnfahren letztlich mit Rückenmarkschwund und Gehirnerweichung bestraft würde? Na eben! Und man sollte nur

mal an das Tamagotschi denken, dieses digitale Haustier von 1997! Jede Empathiefähigkeit werde Kindern mit so einem Ding abhanden kommen, habe es geheißt, und dann sei gar nichts geschehen, außer daß die piepsende Gerätschaft in völlige Vergessenheit geriet.

Wie hierzulande eben auf Kulturkritik so reagiert wird: Die Welt werde von all dem schon nicht untergehen, heißt es wie auf Knopfdruck, Alarmisten, Hysteriker oder –

Lieblingsschimpfwort der Mittelprächtigen! – *Bedenkenträger* seien die Warnenden. Nach der sonderbaren Logik der Entwarner und Beschwichtiger müssen kleinere Mißstände, seien es nun Unklarheit stiftende Rechtschreibreformen oder Pornokanäle auf Hotelzimmern schon deshalb klaglos hingenommen werden, weil sie keinen Weltuntergang auslösen. Es gebe nun wirklich wichtigere Probleme.

In der Tat: Von einer weiteren Verbreitung des Wortes „lecker“ würde die Welt selbst dann nicht untergehen, wenn der und vor allem die Durchschnittsdeutsche es am Tag nicht nur fünfzig bis hundertmal verwendete, sondern tausendmal. Das Wort „lecker“ ist wirklich nichts als eine harmlose, dumme, lächerliche Mikrobe, aber zumindest unser Teil der nie und nimmer alsbald untergehenden Welt wäre etwas hübscher, wenn seine Bewohner dazu überredet werden könnten, es nur noch einmal in der Woche auszusprechen oder wenigstens nur noch in bezug auf Gegenstände, zu denen es es paßt, also beispielsweise auf grell schmeckende Industriejoghurts oder erfolgreich erwärmte Tiefkühlgerichte.

Das Aufkommen von Modewörtern läßt sich im allgemeinen schwer datieren. Im Falle von „lecker“ könnte man jedoch ziemlich genau feststellen, wann es sich aus dem Jargon von Kindern und Kölnern in die gesamtdeutsche Umgangssprache hochgearbeitet hat. Man müßte nur einige eventuell qualvolle Stunden mit YouTube verbringen. Es scheint vielen Leuten Freude zu bereiten, alte, auf VHS-Kassetten mitgeschnittene Spielfilme nach Werbepausen zu durchsuchen, um allein diese, ohne die sie umgebenden Spielfilme auf YouTube hochzuladen. So ein Werbeblock dauert etwa acht Minuten und enthält bis zu zehn Spots für etwas Verschluckbares. Für das Erforschen von sprachlichen Moden sind sie wie geschaffen. Ich schaute mir Spotsequenzen von 92, 93, 94 an – keine Spur von „lecker“. 95 und 96 fehlte es auch noch. 97 kam „lecker“ plötzlich vereinzelt vor, ab 99 häufig.

Seit einigen Jahren ist es in buchstäblich jedem Film enthalten, in dem es um etwas zum Essen geht. Laut einer Statistik der Werbebranche ist es das zweithäufigste Adjektiv in TV-Werbung, nach „neu“, und das ist um so bemerkenswerter, wenn man bedenkt, daß es in vielen Werbefilmen um Autos, Smartphones und Medikamente geht. Man muß kein bedeutender Prognostiker sein, um zu ahnen, daß der Bogen irgendwann überspannt ist.

Im Internet gibt es längst Diskussionsstränge darüber, was man anstelle von „lecker“ sagen könne; „wohlschmeckend“ oder „schmackhaft“ werden genannt, freilich mit der Einschränkung, daß diese Wörter ein wenig altmodisch seien. Das würde ich bestreiten. Diese Wörter sind althergebracht, aber da sie nie in Mode waren, sondern lediglich in Gebrauch, können sie nicht altmodisch sein. An aus der Mode geratenem Speiselob fielen mir „delizios“ oder „superb“ ein, aber es ist so lange her, daß diese Adjektive in Mode waren, daß sie heute eher ironisch und gespreizt wirken als altmodisch. Ebenso wäre es, wenn jemand auf der Straße in der Kleidung des 19. Jahrhunderts herumliefe: man würde das als verschoben, albern oder affig empfinden – und wer an subkulturellen Stilen interessiert ist, würde es „steampunk“ nennen, doch „altmodisch“ wäre auf keinen Fall das richtige Wort. Altmodisch ist nicht das Museale und Abgestorbene, sondern das, wofür sich die vorige Generation begeisterte, etwas, das vor überschaubarer Zeit Marotte war und noch präsent ist, aber schon angefangen hat, lächerlich zu wirken. Ein akut altmodisches Wort ist z.B. „aufmüpfig“. Es war das erste Wort, das von der „Gesellschaft für deutsche Sprache“ zum „Wort des Jahres“ gewählt wurde, und zwar 1971. Man braucht es nur zu hören und denkt sofort an Batikhemden, Mofas und eine Protesthaltung, die sich in erster Linie in unfrisierten Haaren äußerte. Altmodischer geht es kaum. Was das Speisen angeht, fallen mir zwar aus der Mode gekommene Gerichte wie Eierstichbrühe, Käsefondue oder Erdbeeren mit grünem Pfeffer ein, aber kein entsprechendes lobendes Wort. Aber man braucht ja auch gar keines. Bislang lief es nämlich zumindest in halbwegs angenehmer Gesellschaft immer folgendermaßen ab: Wenn der Kellner das Essen brachte, sagte man „Danke“, dann wurde mit einer Konversation über jedes erdenkliche Thema begonnen, mit Ausnahme des Essens, das man gerade verzehrte, und am Ende sagte man: „Meins war gut. Deins auch?“

War man nicht gerade Gastronomiekritiker oder sonstwie aus der Branche, war das Essen eben nicht das Zentralereignis, sondern ein willkommener Anlaß, ein Gespräch zu führen. Die beste Alternativen zum leidigen „lecker“ sind also weder „schmackhaft“ noch „köstlich“, sondern ein schlichtes, nicht weiter verziertes „gut“; oder aber: gar nichts. Lippen abwischen und lächeln.

Und dennoch ist „lecker“ das charakteristischste Adjektiv unseres Jahrzehnts. Sein Gebrauch wird nachlassen. In zehn, zwanzig Jahren wird es von nicht wenigen Menschen als altmodisch empfunden werden, es sei denn, ich sollte mich irren, aber warum sollte ausgerechnet ich mich schon wieder irren? Es könnten sich ja zur Abwechslung mal andere Leute irren.

Weit schwieriger dürfte es werden, den anderen lästigen Ausdruck der Zeroes wieder los zu werden, die Schwester von „lecker“, nämlich „von daher“. Von woher „von daher“ kommt, weiß man nicht. Vor zehn Jahren sagte nahezu kein Mensch „von daher“. Neulich meinte jemand, Kanzler Schröder habe gern „von daher würde ich sagen, daß...“ gesagt und auf diese Weise die von-daher-Epidemie ausgelöst; mag sein. Heute jedenfalls gibt es viele Menschen, die innerhalb von zwei Minuten fünfmal „von daher“ sagen und kaum mehr in der Lage scheinen, Kausalzusammenhänge sprachlich anders als durch „von daher“ zu gestalten, außer vielleicht noch durch „insofern“.

Eigentlich rätselhaft ist, daß das allseits beliebte „von daher“ noch nicht von der Werbebranche aufgegriffen wurde. Bleibt zu fürchten, daß das noch kommt oder bleibt zu hoffen, daß es uns erspart bleibt?

Was auch immer man fürchtet und hofft: Zivilisation beruht auf gegenseitiger sanfter Kontrolle und Korrektur. Man achtet aufeinander. Also sollte sich keiner scheuen, einen Menschen, den er schätzt und an dessen Fortkommen und kulturellem Wohlstand man interessiert ist, bei Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß es nach wie vor auch „deshalb“, „aus diesem Grunde“ und zahlreiche andere Möglichkeiten gibt.

2009